



Die Idee hatte er in Köln, die kleine Galerie entstand in Schweden. Foto: Holtz

Outsider oder Teil von allem?

Omid Massali steht vor dem roten Holzhaus, in dem er nicht nur mit seiner Familie lebt, sondern das auch seine Kunstgalerie beherbergt, und eröffnet die aktuelle Ausstellung. Die „Galleri Svarta Gran“ ist die einzige – und sehr angesehene und ambitionierte – private Galerie in Borlänge, einer 50.000-Einwohner-Stadt in der schwedischen Provinz Dalarna. Dass der 38-jährige gebürtige Iraner hier gelandet und es in der regionalen Kunst- und Kulturszene zu einiger Berühmtheit gebracht hat, ist eine lange Geschichte. Omid war zwei Jahre alt, als 1979 im Zuge der „Iranischen Revolution“ die Herrschaft der Mullahs begann. Seine Eltern, der Vater Politologe, die Mutter Lehrerin, fürchteten um sich und ihr Kind und begaben sich auf die Flucht, wie Millionen andere Perser, auch aus Omid's Familie. „Wie mir erzählt wurde, war das Chaos total, und noch schlimmer wurde alles, als es 1980 die Invasion des Irak in den Iran gab.“ Die Massalis flohen nach Deutschland, nach Göttingen. Als Omid neun Jahre alt war, trennten sich seine Eltern. Der Vater blieb in Göttingen – bis heute. Die Mutter zog es zu ihren Geschwistern, die 1979 in Schweden „gestrandet“ waren. Seitdem lebt auch Omid in Schweden – mit vielen Unterbrechungen. Nach einem glänzenden Abitur – der Vater sah ihn als Arzt oder Juristen – gab der Sohn dem Design den Vorzug. Sein Studium absolvierte er in Karlskrona, dann ging er nach Amsterdam, von dort nach London, dann für drei Jahre nach Dubai. Er wurde als Digital Designer erfolgreich, war in der Werbebranche genauso zuhause wie im Spiele- und Grafik Design, und es zog ihn in die ganze Welt. Mehrere Stationen in Fernost folgten – u. a. Australien, Neuseeland und China und dann wieder einmal zurück nach Schweden, wo er in Stockholm seine Frau Petra, eine Schwedin, kennenlernte. Gemeinsam zogen sie und Töchterchen Leonie 2013 nach Köln, eines „super Jobs“ wegen. „Wenn ich gefragt werde, woher ich komme, bin ich immer ein bisschen ratlos. Ich fühle mich überall – und das ist auch jetzt noch so – irgendwie als Outsider. In Schweden fühle ich mich nicht wie ein Schwede, in Deutschland nicht wie ein Deutscher. Ich empfind mich immer als ein Teil von allem und habe von überall ein bisschen mitgenommen, das, was ich irgendwo gut fand.“ Überall hatte Omid Leute kennengelernt, die ihn schätzten und weiterempfohlen, und er

kletterte schnell die Hierarchieleiter hoch – vom Designer zum Art Director, dann Creative Director und kam mit gerade 30 Jahren bis in die Geschäftsleitung eines großen Kreativ-Unternehmens. Häufig war er nur wenige Monate irgendwo geblieben, andere Jobs hielten ihn einige Jahre, und seine Erzählungen über das, was er im einen oder anderen Land erlebte, sind mehr als abendfüllend. „In Amsterdam, London, Dubai und Köln war ich längere Zeit.“ Es seien jedoch nie die Länder und Städte gewesen, die ihn gereizt haben. „Doch,“ korrigiert er sich, „Neuseeland, da hatte ich anschließend mal vor, hinzugehen. Es ist für mich einer der schönsten Flecken auf der Welt. Die Natur auf der Südinself ist unwahrscheinlich schön, aber es ist eben unheimlich weit weg.“ Sein Ziel der Weltenbummel: Er wollte ganz genau erfahren, wie man in seiner Branche international arbeitet. „Das Überraschende und Interessante für mich war: Es wird überall sehr ähnlich gearbeitet. Die Agenturen und Studios, die ich kennengelernt habe, waren in unterschiedlichem Maße und in verschiedenen Bereichen fast Kopien voneinander! Ihre Schwerpunkte waren höchstens ein bisschen andere.“ Nach dieser Erkenntnis konnte es für ihn genauso gut zurück nach Schweden gehen und von dort nach Köln. Besonders seine Frau Petra, die eine Arbeitsstelle an der Universität hatte und wieder arbeiten wollte, zog es aus Deutschland zurück in die Heimat. „Ich hatte überhaupt nicht kapiert, wie schwer es für Petra in Köln war: Ohne die Sprache, ohne Job, mit einem kleinen Kind und ihre Familie weit weg.“ Trotzdem haben er und seine Frau sehr gute Erinnerungen an die Stadt am Rhein. „Wir sind schon immer fast in jede Ausstellung gerannt und waren sehr an Kunst interessiert“, so Omid. Doch das, was die Kunststadt Köln zu bieten hatte, war für beide eine Entdeckung mit nachhaltiger Wirkung: „Dort haben wir so viel gesehen! Viele sehr große und sehr edle Galerien, aber auch unzählige winzige, private Buden, die mit ganz geringen Mitteln, aber sehr hohen Ambitionen ungeheuer kreativ waren – so spannende Ausstellungen, so ausgefallene Locations!“ Sie freudent sich mit einigen Künstlern an. Manche Verbindungen halten bis heute, und: „Wir haben viel gelernt.“ In Köln wurde die Idee für eine eigene Galerie geboren. „Doch das kostet erst einmal“, sagt Omid und lacht. Zurück in Schweden (2016) stand deshalb zunächst einmal Geldverdienen an: Omid als Creative Director und Partner bei einer renommierten Agentur mit Dependancen in vier schwedischen Städten. „Wir haben viele Preise bekommen, z. B. für Logos, Webseiten, Verpackungen, Bücher ... Wir haben Werbung, Design, Kommunikation – ganz viel gemacht.“ Besonders im Designbereich fuhr Omid Massali mit seinem Team große Erfolge ein. Seine Frau arbeitete als freie Designerin und Szenografin. Doch die Idee mit der Galerie ließ sie nicht mehr los. „Wir stellten uns eine besondere Location vor, z. B. einen alten Bergwerksschacht, eine alte Mühle oder andere ehemalige Industrieanlagen, von denen es in der Gegend viele gibt. Wir haben uns viel angeguckt. Aber immer gab es Probleme.“ Also wurde erst einmal für die Familie, die inzwischen auf vier Köpfe angewachsen war, ein 80 Jahre altes Haus gekauft. „Für kleines Geld, und nur der Keller brauchte neue Farbe.“ Als Omid dabei war, die Kellerwände weiß zu streichen,

Ein Mensch hinterlässt immer Spuren

Vor etwa 25 Jahren sind sich der Diakon Werner Mellentin und Peer M., „über den Weg gelaufen“, wie es der Bewohner, der seit 1988 im Klinikum Ilten lebt, formuliert: „Das war reiner Zufall. Aber von da an hatten wir immer öfter Kontakt, und mit der Zeit hat sich eine freundschaftliche Beziehung zwischen uns entwickelt.“ Im vergangenen Jahr ist der Klinikum-Seelsorger verstorben. Für Peer M. ist es ein schwerer Schlag gewesen – bis heute: „Er hatte mir zwar von seiner Krebserkrankung erzählt, aber dann kommt es doch immer überraschend. Sein Tod tut mir bis heute weh. Doch ich merke, dass seine Wärme noch immer da ist. Das ist ein Trost für mich, und ich weiß, ich werde ihn in meinem Herzen behalten.“ Ein Freidenker sei der Diakon gewesen, so wie er selbst, erinnert sich Peer M., „Und er sagte immer, was er dachte. Ein großer Mensch, klar und ehrlich und aufrichtig. Er war immer ansprechbar, wenn man ihn brauchte und immer

kippte der Farbeimer um, und alles floß auf den Boden. „Dann habe ich eben auch den Boden weiß gepinselt. Als Petra herunterkam, sagte sie: Das sieht ja aus wie eine Galerie!“ So wurde 2017 die „Galleri Svarta Gran“ gegründet – sogar mit separatem Eingang. Zur Eröffnung zeigte das Paar Werke aus der eigenen kleinen Kunstsammlung und Arbeiten befreundeter Künstler. Sie luden ein, wen sie kannten, und das „Ereignis“ sprach sich herum. Die Resonanz sei überwältigend gewesen, erinnert sich Omid. „Wir waren und sind immer noch die einzige private Galerie in Borlänge, und wir haben gemerkt, dass viele Leute die Idee sympathisch finden. Für kunstinteressierte Menschen haben wir mit der Galerie offensichtlich eine Marktlücke gefüllt.“ Wobei, so sagt er, auch Musik ein wesentlicher Bestandteil der Ausstellungen sei. Immer wieder gelingt es, hervorragende Musiker für ihre Vernissagen zu gewinnen. „Petra hat ja Musik studiert und ist in der Szene verankert. Sie spielt viele Instrumente, ich leider nur Saxophon.“ Inzwischen hat sich ein Netzwerk von Unterstützern aufgebaut, und „Svarta Gran“ ist zu einer kleinen Institution geworden, die sich auf keine Richtung der Bildenden Kunst festlegen lässt; von Avantgarde bis Kunsthandwerk, von etablierten Künstlern bis zu jungen und unbekannten. „Hier in der Gegend passiert ganz viel. Man muss es nur entdecken!“ Mit anderen zusammen organisierte Omid im Wald bei Falun einen „Kunst-Jogging-Parcours“, wo sechs Künstler auf einer 6 km langen Strecke sechs Installationen aufgebaut hatten. „Die Kombination von Kunst und Joggen kam klasse an!“ Parallel inszenierte man in Faluns Innenstadt eine Outdoor-Ausstellung, begleitet von experimentellem Tanz und Musik. Die Ideen sprudeln nur so aus Omid Massali heraus: „Alles unter einem Dach: Theater, Kunst, Musik, ein Café ... oh Mann, was könnte man alles machen, wenn man das Geld hätte!“ Er lacht: „Immerhin geben wir jedes Jahr ein Buch heraus. Im letzten Jahr war es besonders lustig: Ein Koch hat sechs Ausstellungen von uns als Essen interpretiert. Daraus haben wir ein Rezeptbuch gemacht.“ Auch die Idee, demnächst im Gartenhäuschen einen „Kunst Kiosk“ zu eröffnen, bereitet ihm sichtlich Freude. Er engagiere sich einfach gern für Dinge, die er wichtig findet, sagt er, u. a. für „Svensk Form“. Es ist die älteste Design-Organisation weltweit und steht im ganzen Land für die Förderung Schwedischen Designs. Omid ist im Vorstand für die Region Dalarna. „Wir machen Workshops, Diskussionen und Ausstellungen und besuchen mit unseren Mitgliedern die Ateliers von Designern.“ Bei so viel Kunst im Kopf bleibt kaum Zeit, um über Privates und seinen „Brotberuf“ zu sprechen. 2019 hat er als CCO (Chief Creative Officer) mit anderen „Simplitude“ gegründet, eine Verschmelzung von Design Agentur, IT- und Management Firma, die zehn Mitarbeiter beschäftigt. Die Idee: „Leute an einen Tisch setzen, die normalerweise nicht miteinander arbeiten.“ Und er verrät: „Eigentlich würde ich gern mal wieder in Deutschland leben. Das fände ich auch für meine Kinder (8 und 5) interessant und wichtig. Wir sprechen viel Deutsch zuhause, und ich mag Deutschland sehr.“ Einen Deutschlandbesuch hat er schon fest eingeplant: die „documenta fifteen“ im Juni 2022 in Kassel. „Die documenta ist etwas, was ich nie verpasse! Und bei jeder Zweiten läuft parallel die Skulpturen Ausstellung in Münster – toll!“

Eva Holtz

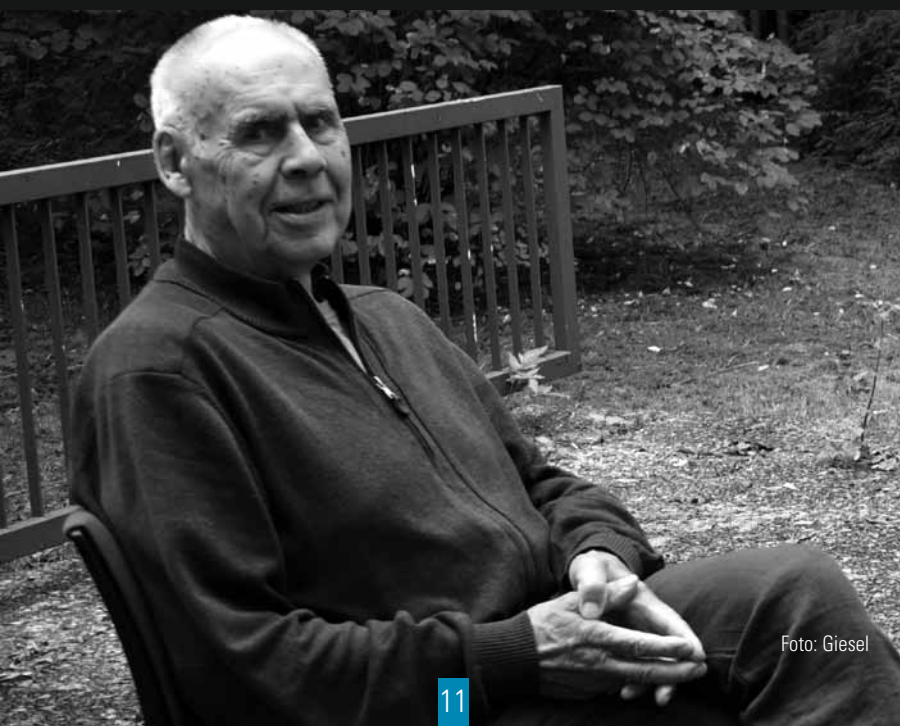


Foto: Giesel



Sommer 2021: Im Park von Ilten findet eine von etwa 30 jährlichen Abschiedsfeiern statt, diesmal für Jörg K.

Foto: Holtz

hilfsbereit.“ Nicht nur seine Ehrlichkeit und Charakterstärke hätten ihn beeindruckt, sondern auch die Intensität seines Glaubens, sagt der Bewohner. „Ich bin protestantisch, und er war Katholik, aber das spielte zwischen uns keine Rolle. Er war sehr tolerant und verständnisvoll und immer interessiert an Neuem. Er hat mit mir auch privat öfter mal das Abendmahl gefeiert und konnte mir bei Problemen meistens helfen“, erinnert sich Peer M.. Der Tod Werner Mellentins hat für viele Bewohner des Klinikum Warendorff eine schmerzliche Lücke gerissen. „Er war wie ein Papa für mich, ein herzenguter Papa“, schluchzte eine Bewohnerin beim Trauergottesdienst, den Pastorin Ilka Greunig, eine seiner seelsorgenden Kolleginnen, im Dorff Gemeinschaftshaus unter großer Anteilnahme der Bewohner, Mitarbeiter und der Geschäftsleitung für ihn gehalten hatte. Werner Mellentin ist 83 Jahr alt geworden. Obwohl schon länger schwer erkrankt, war es ihm so lange er konnte eine Herzensangelegenheit, den Bewohnern zur Seite zu stehen. Viele können von seiner Geduld, Zugehörigkeit und Hilfsbereitschaft erzählen, von seinem klugen Rat in großen und in kleinen Dingen und seinem stets offenen Ohr. Auch er selbst hat in den über 30 Jahren als Seelsorger im Klinikum unzählige Trauerfeiern gestaltet. „Jemanden in den Himmel verabschieden“ – so hat er es immer gesagt; der gelernte Fahrlehrer, der 1992, mit 50 Jahren, zum Diakon geweiht wurde und fortan in der seelsorglichen Arbeit seine Berufung gefunden hatte. Ilka Greunig kannte ihn aus der jahrelangen Zusammenarbeit im Team der Klinikum-Seelsorgenden gut. In der Trauerfeier berichtete auch sie von seinem tiefen Glauben, seinem Vertrauen in Gott und von seiner großen Verbundenheit zu den Menschen im Klinikum; von seiner ansteckenden Begeisterung für die Arbeit als Seelsorger und von seinem nimmemüden Einsatz: „Werner Mellentin war auch ein sehr humorvoller Mensch und hat gern gelacht, und am allerliebsten hat er seine Zeit hier, mit Ihnen, verbracht. Wenn Sie, die Bewohner, ihn brauchen, war er da – egal wann, auch nachts.“ „Stimmt“, hat ein Bewohner laut gerufen, und viele haben genickt, manche weinten. In der Trauerfeier für den Diakon wurden natürlich auch einige seiner Lieblingslieder gesungen: „Danke“, „Sing mit mir ein Halleluja“ und vor allem, „Geh aus mein Herz und suche Freud“. Lautstark stimmten die Anwesenden ein und begleiteten den Gesang mit Klatschen. Auch das „Vater Unser“ beteten fast alle mit, und nach dem Segen kam aus zahlreichen Kehlen ein temperamentvolles „Amen“. Bei Kaffee und Kuchen nutzten anschließend viele Bewohner die Gelegenheit, über Werner Mellentin und ihre Erlebnisse mit ihm zu erzählen. „Er hat meinen Vater beerdigt“, berichtete eine Bewohnerin. Es wurde geweint und gelacht, und man war sich einig, dass ihm diese „Verabschiedung in den Himmel“ mit Sicherheit gut gefallen hätte.

Etwa 30 Abschiedsfeiern für Bewohner finden jedes Jahr im Klinikum Warendorff statt. Sie werden von den Seelsorgenden gestaltet und von den Mitarbeitern vorbereitet. Für viele Bewohnerinnen und Bewohner sind sie ein wichtiges Ritual, um Abschied zu nehmen. Doch nicht alle nehmen teil, denn eine Trauerfeier auszuhalten, ist manchmal schwer. So war es auch bei Peer M.: „Ich habe es nicht geschafft, bei der Trauerfeier für meinen Freund Werner Mellentin dabei zu sein! Das hätte mich überfordert!“ Trotzdem ist es jedesmal ein Trost zu wissen: Hier verschwindet ein Verstorbener nicht einfach, sondern wird würdig verabschiedet. Eine andere Verabschiedung hatte im vergangenen Sommer stattgefunden, draußen unter Bäumen im Park von Ilten. „Es ist so schön hier im Park. Aber der Grund, weshalb wir heute hier sind, ist traurig. Sie alles sind hier, weil Sie Jörg K. vermissen. Danken wir Gott für alle schönen Momente, die Sie mit ihm hatten.“ Pastorin Ilka Greunig hatte neben dem kleinen weiß gedeckten Tisch gestanden, darauf Kerzen, ein schlichtes Holzkreuz, ein Blumenstrauß und ein Foto des verstorbenen Bewohners. In weitem Kreis saßen knapp 20 Bewohner und einige Mitarbeiter – auch die Verlobte des Verstorbenen, Susanne D.. Sie hatte mit den Tränen kämpfen müssen, als die Pastorin vom Leben des Verstorbenen erzählte – in guten, einfachen Worten: „Wir hatten mehrere Gespräche, und als ich jetzt über Jörg K. nachdachte, dachte ich: Er war sein Leben lang auf der Suche nach einer besseren Welt, nach Gerechtigkeit, Frieden, einem Sinn, nach einem Paradies, das ist wie ein schöner Garten, ohne Gewalt und Streit. Er suchte – bis zum Zweifeln und Verzweifeln.“ Die Pastorin erzählte über seine Liebe zur Natur und zu Tieren, von seinem „grünen Händchen“, mit dem er sich sein eigenes kleines Paradies hatte schaffen wollen. Jörg K. wurde 59 Jahre alt. Aus einem kleinen Lautsprecher war Bob Dylans, „Blowing in the Wind“ erklingen, eines von Jörgs Lieblingsliedern. Einige Anwesende berichteten von ihren Erlebnissen mit dem Verstorbenen: In der Fahrradwerkstatt werde er eine Lücke reißen, sagte ein Kollege, dem die Tränen in den Augen standen. Seine Hilfsbereitschaft werde fehlen, sein geduldiges Zuhören und sein kluger Rat. Einige erinnerten sich auch an die leckeren Speisen, die der begeisterte Hobbykoch zubereiten konnte. „Stimmt, er hat das Kochen zelebriert, wie alles, was er machte – wenn, dann richtig!“, sagte Thomas Jaunich, Leiter der Fahrradwerkstatt. Susanne D. war auf ihrem Stuhl in sich zusammengesunken, doch auch sie wollte etwas sagen: „Für mich war Jörg der beste Mensch, den ich je kennengelernt hab – und meine große Liebe.“ Nach dem „Vater Unser“ und dem Segen wurden noch mehr Erinnerungen an den Verstorbenen ausgetauscht. „Ja“, bestätigte die Pastorin, „er war zwar nur drei Jahre hier, aber er hat wichtige Spuren hinterlassen.“

Eva Holtz



Es gab schon einige Auszeichnungen als bester Arbeitgeber und Ausbilder: Starke Teams machen es möglich. Foto: Klinikum Warendorff

Hier geht's zur Webseite des Klinikums:



Ambulante Psychiatrische Betreuung Kontakt: Christian Somol, Tel. 0511/7003 55 11

Ambulanz Suchtmedizin-Sprechstunde Gartenstr. 19, 30161 Hannover, Terminvereinbarung: Tel. 05 11/16 93 31-0, Termin nach Vereinbarung

APS – Akademie für Pflege und Soziales GmbH, APS – Betreuer-/Angehörigenfortbildung zu Psychiatrie-Themen, Karlsruher Str. 2b, 30519 Hannover, Ansprechpartner: Katrin Rother, Tel. 05 11/86 47 54

Auftragsarbeiten in der Arbeitstherapie Ansprechpartner: Günter Pöser, Tel. 051 32/90-2551 oder pöser@warendorff.de

Bibliothek Rudolf-Warendorff-Str. 17 a, 31319 Ilten, Ansprechpartner: Marlene Bruns, Tel. 051 32/90 25 96, Öffnungszeiten: Di, Do: 15.30–17.30 Uhr, Sa: 14.00–16.00 Uhr

Bügelstube Köthenwald Wara Gasse 4, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Doris Wollborn, Tel. 051 32/90-2863, Öffnungszeiten: Mo–Do 8.00–12.00 und 12.30–16.00 Uhr, Fr 8.00–12.00 und 12.30–15.00

Cafégarten Köthenwald Wahre Dorfstr. 1, 31319 Sehnde, Kontakt: Anke Zeisig, Tel. 051 38/701 21 10, geöffnet Mai bis Oktober, Mo–Fr 15.00–18.00 Uhr, Sa–So 11.00–18.00

Café Kuckucksnest Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Kontakt: Larissa Traub, Mailow Gatschau, Tel. 051 32/90 25 14, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–17.00 Uhr, Sa–So 10.00–17.00 Uhr

Café und Restaurant Sympatico Borgenstrickstr. 4–6, 30519 Hannover, Ansprechpartner: André Weiß, Tel. 05 11/84 89 53-15, geöffnet Mo–Fr 8–18 Uhr, Sa und So 11–16 Uhr

Dorff-gärtnerei-Ilten Sehnde Str. 19, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Ludger Gocke, Tel. 051 32/90-2681 oder dorffgaertnerei@warendorff.de, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–18.00 Uhr, Sa 8.00–12.30 Uhr und So 10.00–12.00 Uhr

Dorff-Laden (Second-Hand, 96-Shop, Kiosk) Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Tel. 051 32/90-2558, geöffnet Mo–Fr 8.00–12.00 und 12.30–16.30, Sa 9.00–12.00 Uhr

Epilepsie Selbsthilfegruppe 1. Freitag im Monat, „Zeischenzzeit“, Schaufelder Str. 11, Hannover, Ansprechpartner: Klaudia Bade, Tel. 05 11/66 90 88

Fahrradwerkstatt Wara Gasse 4a, 31319 Köthenwald, Tel. 051 32/90-2712, geöffnet Mo–Fr 8.00–16.30 Uhr

Kaffeerunde für Ehemalige/Interessierte Klinik im Park, Station 2, Rudolf-Warendorff-Str. 17, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Regina Tegtmeyer, Tel. 051 32/90-2412, Treffen jeden Do um 16.00 Uhr

Kunstwerkstatt Köthenwald Wahre Dorfstr. 1, 31319 Köthenwald, Ansprechpartner: Annette Lechelt, Tel. 051 32/90-2875, Öffnungszeiten: Mo–Do 08.00–17.00 Uhr, So 12.00–17.00 Uhr

Medikamenten-/Alkoholprobleme Frauengruppe, Klinik im Park, Station 2, Rudolf-Warendorff-Str. 17, 31319 Sehnde, Ansprechpartner: Regina Tegtmeyer, Tel. 051 32/90-2306, Treffen jeden Dienstag von 17.00–18.30 Uhr

Seelsorge Büro PIA Köthenwald (Seminarraum), RWH Ilten, Pastorinnen: Ilka Greunig und Dr. Uta Blohm 051 32/90-2219

Sorgentelefon gebührenfrei und rund um die Uhr, Tel. 0800-8459390

Tagesstätte Parkstraße Parkstr. 16, 31275 Lehrte, Ansprechpartner: Yvonne Gruczuk, Tel. 051 32/502 79 57, Öffnungszeiten: Mo–Fr 8.00–16.00 Uhr

Transkulturelles Zentrum für Psychiatrie und Psychotherapie Tagesklinik Linden, Schwarzer Bär 8, 30449 Hannover, Kontakt: Frau Gülay Akgül, Tel. 051 32/90-2516

Traumaambulanz Gartenstr. 19, 30161 Hannover, Ansprechpartner: Maren Wilhelm, Tel.: 051 32/90-38 38

Veranstaltungs-Service Räume für Veranstaltungen, 200–200 Sitzplätze, Service u. Restauration auf Wunsch, Ansprechpartner: Andrea Janßen, Tel. 051 32/90-22 03

Wa(h)renhaus Ilten Ferd.-Warendorff-Str. 1, 31319 Sehnde, Tel. 051 32/90-33 84, Öffnungszeiten: Mo, Mi–Fr 8.00–16.30, Di 8.00–12.30

www.wahre-seele.de Das konkrete Magazin zur seelischen Gesundheit

SERVICE-SEITE

Verrückt ...?



Hamacher

Prof. Martina Glomb, Leiterin des Studiengangs Modedesign Hochschule Hannover, ehem. Chefdesignerin bei Vivienne Westwood und Modeschöpferin für Werbung, Film und Theater, Hannover:

Verrückt? Ich kenne nichts Verrücktes. Da fällt mir wirklich gar nichts ein! Ich war zwar schon in sehr extremen Lebenssituationen, aber selbst die würde ich nicht als verrückt bezeichnen. Ebenso gibt es für mich nicht das Etikett „verrückt angezogen“. Es mag durchaus Menschen geben, die mich vielleicht für verrückt halten oder gehalten haben. Das hat mich aber noch nie gestört. Ich selbst empfind mich immer als sehr normal und wollte das auch sein. In meinem Beruf, der für mich der schönste der Welt ist, habe ich hart dafür gearbeitet.

Andrea Hammann, Beauftragte für Menschen mit Behinderung der Landeshauptstadt Hannover, Hannover:

Viele verbinden mit „verrückt“ Negatives. Für mich ist verrückt ein positiver Begriff, etwas Aufregendes und Schönes, verbunden mit Leichtigkeit und positivem Lebensgefühl. Das bräuchten wir alle viel mehr! Indem man nur funktioniert, geht so viel Lebensfreude verloren. Was würde ich darum geben, mehr verrückt sein zu können! Und das vielleicht gerade und umso mehr, weil ich seit einem Unfall im Rollstuhl sitze. Besonders in schweren Zeiten hilft einem ein bisschen Verrücktheit. Das habe ich schon öfter so empfunden und erlebt. Und in jeder Lebensphase und Lebenssituation kann man auf unterschiedliche Art und Weise verrückt sein. Häufig sind es gerade die verrückten Kleinigkeiten, die für ein gutes

Lebensgefühl sorgen. Und wenn jemand sagt: Bist du verrückt, das kannst du doch nicht machen, dann ist das eigentlich ein Signal, dass man es gerade machen sollte! Ich möchte nicht so angepasst sein, nicht beliebig auf allen Wellen mitschwimmen. Mein Job ist dafür ideal, da muss man für seine Themen Kreativität und Kampfegeist entwickeln. Das passt zu mir. Zum Glück habe ich mit meiner Familie ein stabiles Umfeld, und es waren immer Menschen da, die an mich geglaubt haben, mich mitgerissen und unterstützt haben. Also meine Erfahrung: Egal was ist, ein bisschen Verrücktheit hilft immer!

Was ist ein Promi?

Gudrun K. (54):

Elvis Presley finde ich toll. Das war ein hübscher Mann! Und er konnte gut singen und reiten, und ich freue mich, dass es seine Musik noch gibt. Die höre ich ganz oft. Mir hat auch immer Roy Black gefallen und seine Songs. Auch die Beatles höre ich immer noch gern und singe dann auch oft mit.

Martina (39):

Ich steh besonders auf Blumen, die in echt ja Jasmin Wagner heißt. Da singe ich immer volle Kanne mit. Ich finde auch gut, dass wir gleich alt sind. In der Bravo war mal eine Autogrammkarte von ihr drin. Die hab ich natürlich.

Impressum

Herausgeber:

Klinikum Warendorff GmbH

Gesamtkonzeption, Redaktionsleitung:

Eva Holtz

Layout:

Umb|Juch, Petra Laue, Matthias Höppner-Fidus

Fotos:

Joachim Giesel, Torsten Hamacher, Eva Holtz, Klinikum Warendorff

Anschrift der Redaktion:

Klinikum Warendorff

Rudolf-Warendorffstr. 22, 31319 Sehnde,

Tel. 051 32/90 22 50, Fax:

051 32/90 22 66

Internet-Seite: www.Warendorff.de

e-mail: info@warendorff.de

is' ja ilten! erscheint vierteljährlich

Alle Personen, die hier zu Wort kommen oder erwähnt und mit vollen Namen genannt werden, sind ausdrücklich damit einverstanden.

DAS PORTRÄT

Omid Massali



BRÜCHE IM LEBEN

Warendorff als Zufluchtsort



LEBENSRAUM AKTIV+

Volles Programm



PROMINENTE BEFRAGT

Was ist verrückt?



Auf die Ernte freuen sich alle am meisten

„Die Malven gefallen mir am besten“, sagt Endric F. Der Bewohner des Rudolf Wahrendorff Hauses (RWH) in Ilten zeigt auf die Pflanzen mit den schönen großen Blüten in dunklem Pink, die im Garten hinter dem Haus wachsen. Jasmin S. findet die kräftig blauen Kornblumen besonders schön. Sie freut sich: „Obwohl es schon November ist, blüht ja immer noch einiges!“ Christa Eller-Gerwinn – sie war bis zum Eintritt in den Ruhestand im April 2021 Heimleiterin des Hauses und leitet nun die „Gartengruppe“ – nimmt mit den beiden Bewohnern die Grünanlage in Augenschein. „Ja, der Islandmohn und die Ringelblumen haben sich auch noch gut gehalten. Aber viele Kräuter, z. B. der Dill, haben den Frost nicht überlebt. Der Borretsch hier ist noch gut, den kann man wunderbar für Salate verwenden“, erklärt sie. Bevor weitere Frosträchte den Pflanzen und Kräutern völlig den Garaus machen, wollen die drei Gärtner noch einmal begutachten, was sie hier gepflanzt und fast ein Jahr lang gehegt und gepflegt haben.

Endric F., ein Mitglied der achtköpfigen Gartengruppe, weiß genau, was wo wächst: „Ich bin am liebsten im Frühling und Sommer dabei, wenn wir alles pflanzen und umpflanzen und dafür sorgen, dass später alles schön und gut aussieht. Das mach ich am liebsten: den Garten gestalten und herrichten und sich dann freuen, was draus geworden ist.“ Und natürlich die Ernte: „Das macht mir am allermeisten Spaß! Wir hatten z. B. einige Kilo Tomaten und Zucchini und haben die dann auch verarbeitet und gegessen! Ich bin so gern draußen an der frischen Luft und in Bewegung. Und das mit den anderen zusammen – das macht richtig Spaß!“ Auch Jasmin S. ist die Freude deutlich anzusehen: „Ich hab als Erste in der Gartengruppe von Frau Eller-Gerwinn mitgemacht. Wir wollten unseren Garten verschönern. Es macht mir so nen Spaß!“ Und was sie seitdem alles gelernt habe, über Pflanzen und Kräuter und solche Sachen: „Auch Johannisbeergelee und Marmelade kochen wir, und machen aus Holunderblüten Sirup, und aus manchen Kräutern machen wir Tee! Und Frau Eller-Gerwinn erklärt uns viel über die Pflanzen, wie sie heißen, und was man machen kann mit ihnen. Dass sie das mit uns macht, obwohl sie jetzt in Rente ist, finde ich ganz toll! Sie ist ne Powerfrau!“, lobt die Bewohnerin ihre ehemalige Heimleiterin in den höchsten Tönen.

Die 66-jährige lächelt. 26 Jahre im Klinikum, die letzten 16 Jahre als Heimleiterin eines großen Hauses, liegen hinter der Sozialpädagogin: „Ich bin sehr schweren Herzens gegangen und konnte mir ein Leben ohne meine Arbeit und ohne meine Bewohner nicht vorstellen.“ Früher sei ihr Kopf fast immer bei der Arbeit gewesen, und sie selbst von 7 bis 19 Uhr. „Vor allem, als ich Heimleiterin war. Das passte auch familiär. Unsere Kinder waren damals schon aus dem Haus.“ Heute sind ihre beiden Kinder 34 und 32, und ihr Ehemann ist vor zehn Jahren aus dem Erwerbsleben ausgeschieden. Das erste Enkelkind wurde Anfang November geboren. Das erste halbe Jahr ihres eigenen Ruhestandes habe sie wie einen langen Urlaub empfunden. „Das war schön, mein Mann und ich konnten wieder mehr gemeinsam machen.“

Doch dann habe ihr einiges sehr gefehlt, vor allem der Kontakt mit den ihr vertrauten Menschen. „Ich bin ein unruhiger Geist. Ich brauche viel Bewegung, am liebsten draußen – und ich brauche Menschen.“ So ist ihr – sie liebt Gartenarbeit und hat selbst einen großen Garten – die Idee mit der Gartengruppe gekommen, als ein weiteres Angebot der RWH-Soziotherapie, immer donnerstags. Die Soziotherapie hatte sie selbst 1995 ins Leben gerufen, damals noch unter der Bezeichnung „Freizeitkeller“. „Als Mitarbeiter der Soziotherapie waren von der Idee angetan, und so konnte die Hobby-Gärtnerin starten: „Es ist sehr schön, dass ich hier die Möglichkeit



Was jetzt im Winter wohl noch wächst und gedeiht? Foto: Giesel

habe, das, was ich sowieso gerne tue, als 450-Euro-Job weiterzumachen. Und vor allem mit den Bewohnern zusammen! Es fühlt sich sehr gut an, nicht ganz weg, aber auch nicht mehr in der Verantwortung zu sein und so etwas Sinnvolles tun zu können!“, sagt sie, lacht herzlich und fügt hinzu: „Wir machen auch viele andere Dinge zusammen, z. B. kochen. Heute haben wir chinesisch gekocht, insgesamt 25 Portionen.“ Natürlich würden auch die Erträge aus dem Garten auf vielfältige Weise verarbeitet. „Die Kräuter trocknen wir, und machen u. a. Tee daraus. Zitronenmelisse ist für die Bewohner sehr interessant, wie es riecht, wie es schmeckt. Eine demente Bewohnerin erinnerte sich bei Minze sogar an Zahnpasta und deutete auf ihre Zähne!“ Frisch gepflückte Himbeeren, Johannisbeeren und andere Früchte, Gemüse oder Kräuter zu probieren, sei für viele ein völlig neues Geschmackserlebnis, sagt Christa Eller-Gerwinn. Auch Bewohner, die im Rollstuhl sitzen und nicht mitarbeiten können, schließen sich gern der Gruppe an. „Sie genießen die Atmosphäre hier draußen und das Miteinander, und einer von ihnen, der früher selbst einen großen Garten hatte, gibt uns immer mal gute Tipps.“

Eine Bewohnerin, die gar nicht zur Gruppe gehört, habe kürzlich das Unkraut um die Obstbäume entfernt. Ihr war es am Wochenende langweilig, sei ihre Erklärung gewesen. „Und dann hat sie bei mir Rindenmulch bestellt und verteilt.“ Ein anderer liebt Wildblumen und findet, dass jede Pflanze ein Recht auf Leben hat. Deshalb besteht er darauf, dass auch alle seine Disteln stehen bleiben. Die Gruppenleiterin lacht: „Ja, ich lasse den Bewohnern weitgehend freie Hand. Wir besprechen alles gemeinsam und entwickeln dann das Konzept.“ In den zwei Hochbeeten wachsen Kräuter, Zwiebeln und Mangold. Im nächsten Jahr soll ein Kartoffelbeet angelegt werden, und dann hofft man auch auf eine gute Erdbeernte. „Jetzt machen wir gerade mit dem vielen Lavendel kleine Duftkissen“, berichtet Christa Eller-Gerwinn, die bei ihrem Einsatz von Auszubildenden unterstützt wird: „Auch sie lernen noch viel dazu. Beispielsweise sind ihnen die meisten Kräuter unbekannt, die wir hier haben.“ Der früheren Heimleiterin ist anzumerken, wie viel ihr diese Tätigkeit bedeutet. „Für mich ist das eine sehr gute Lösung für den Ruhestand. Ich habe einfach immer viel Spaß an und mit meinen Bewohnern gehabt und rede gern mit ihnen. Das weiterhin einen Tag in der Woche machen zu können, ist genau richtig für mich!“ Am schönsten sei es für sie, die Bewohner beim Ernten zu erleben. „Wie stolz sie dann sind, und wie sie sich freuen.“

Eva Holtz

Wahrendorff, ein Zufluchtsort

„Meine Mutter musste immer wieder in eine Klinik und war sehr viel weg. Und wenn sie mal zuhause war, habe ich sie nur traurig erlebt. Sie war schwer depressiv, und ihr muss es sehr schlecht gegangen sein. Als ich sieben Jahre alt war, ist sie verstorben, mit 34. Sie hat mir sehr gefehlt – bis heute!“, sagt Verena H. Viele und sehr liebevolle Erinnerungen hat sie an ihre Großmutter, die 2013 im hohen Alter von 92 Jahren starb und für Verena H. zeitlebens eine wichtige Bezugsperson war. „Sie wohnte mit uns im Haus und war ganz lieb. Sie hat viel für meine Schwester und mich getan. Besonders nach dem Tod unserer Mutter, als auch unser Vater neben der Spur lief.“ Er habe eine Therapie gemacht, autogenes Training gelernt und sich letztlich selber geholfen: „Er war Lehrer und schon immer ein starker Mann. Und er hat es immer wieder geschafft, aus Krisen herauszukommen.“ Um unter das Erlebte einen Strich zu ziehen, ging er für drei Jahre in den Auslandsschuldienst nach Namibia. Seine beiden Töchter (13 und 15) nahm er mit. „Das war eine tolle und eine abenteuerliche Zeit. Wir hatten ein Pferd, sind ganz viel gereist und haben viel vom Land gesehen. Mein Vater war sehr abenteuerlustig und aktiv und hatte viele Hobbies, z. B. hat er leidenschaftlich fotografiert, vor allem Tiere.“ Doch nach 1 ½ Jahren wollten die Mädchen zurück und zogen wieder ins Elternhaus nach Stadthagen, zur Großmutter. 1986 absolvierte Verena ihr Abitur, ging nach Göttingen und schrieb sich in Deutsch und Englisch fürs Höhere Lehramt ein – genau wie ihre ältere Schwester. Der Vater, der inzwischen wieder geheiratet hatte, wünschte sich sehr, dass seine Töchter, so wie er selbst, die Pädagogenausbildung einschlagen würden. Doch dann kam für Verena alles anders.

Seit zehn Jahren lebt die 55-Jährige im Klinikum Wahrendorff. Es sei ihr erster dauerhafter Heimaufenthalt, doch schon seit Beginn der 1990 Jahre habe es wiederholt Phasen gegeben, in denen sie Psychotherapien machte, sich auch in Psychiatrische Kliniken einweisen ließ, um die Halluzinationen, die Stimmen und das wachsende Gefühl der Bedrohung los zu werden – ohne Erfolg. „Mir war meine Verfassung auch gar nicht so bewusst. In erster Linie fühlte ich mich nicht ernst genommen, und ich hatte Angst, dass die Therapeuten, wenn ich ihnen davon erzähle, mich ebenfalls nicht ernst nehmen würden!“ Begonnen hatte es im Studium. „Ich sah, spürte und hörte Leute, die gar nicht da waren, Menschen, die ich aber vor langer Zeit mal gekannt hatte. Sie sagten unschöne Dinge zu mir, und in meinem Kopf war dauernd so viel los!“ Sie wechselte von Göttingen nach Heidelberg und unternahm mehrere Anläufe, zu studieren. Von einer Wohngemeinschaft zog sie in die nächste, fast jedes Semester in eine neue, und immer passte etwas nicht – ihr oder den Mitbewohnern. „Die Psychosen waren da schon ein Teil meines Lebens, den ich aber nicht verstand. Lange habe ich es mit mir selber ausgefochten, viel rumgesehen und gegrübelt und mit mir selbst gesprochen. Bis

Seit ihrem Studium sind die Psychosen Teil ihres Lebens. Foto: Holtz



ich es nicht mehr kontrollieren und verbergen konnte und überhaupt nicht mehr in der Lage war, mich auf mein Studium zu konzentrieren. Mein Vater hat immer gehofft, dass ich es doch noch schaffe. Deswegen habe ich es ein ums andere Mal versucht.“ Nach sieben Jahren und 14 Semestern gab Verena schließlich auf. Sie zog nach Hannover, zwischendrin auch mal in die Nähe von Köln, und begann mehrere Umschulungen: zur Bauzeichnerin, zur Logopädin, zur Informatik-assistentin Multimedia und zur Bürokauffrau. „Abgeschlossen habe ich keine, weil ich immer wieder krank wurde. Besonders in Belastungssituationen ging es mir psychisch sehr schlecht.“ Ein Bandscheibenvorfall legte sie zwischenzeitlich lahm, und die Psychosen steigerten sich bis zum Verfolgungswahn. Ihr Freund Toni, Student der Sozialwissenschaften, den sie in Göttingen kennengelernt hatte und mit dem sie vier Jahre zusammen war, war mit ihr und der Situation längst nicht mehr klar gekommen und hatte sich von Verena getrennt. „Meine Erkrankung hatte ihn abgeschreckt und völlig überfordert.“ Sie rechnet ihm aber noch heute hoch an, dass er sie auch später hin und wieder besucht und ihr öfter geholfen habe. „Er ist Berufsschullehrer geworden.“

Um ihren Lebensunterhalt zu verdienen arbeitete sie eine zeitlang in einer Keks-fabrik, einem Büromaschinengeschäft und putzte in Schulen. Verena H. erinnert sich: „Damals habe ich gedacht: Hästest du dein Studium geschafft, könntest du jetzt Referendarin sein – und was machst du? Putzt den Schülern den Dreck weg!“ Mit der Zeit habe sie mehr und mehr Angst vor dem bekommen, was sich in ihrem Kopf abspielte. „Die meiste Angst hatte ich vor mir selbst. Ich hatte Angst, dass ich es nicht schaffe im Überlebenskampf, dass ich mich nicht auf mich verlassen kann, weil ich dieses Gewitter im Kopf nicht steuern kann!“ Suizidgedanken habe sie phasenweise auch gehabt und sei körperlich überhaupt nicht belastbar gewesen. „Nach vier Stunden Putzen war ich erledigt!“ Sie redete häufig laut mit sich selbst, und insgesamt war ihr Verhalten für ihre Umgebung so irritierend, dass sie nach und nach alle sozialen Kontakte verlor. „In meiner letzten Wohnung in der Südstadt in Hannover wurde ich total ausgegrenzt. Ich konnte zum Schluss nicht mal mehr nen Kaffee trinken gehen!“ Etwa 25 Jahre schaffte es Verena H. – nur unterbrochen von einigen Aufenthalten in Kliniken – trotz ihrer Erkrankung, einigermaßen selbständig zu leben. Als sie sich im Dezember 2011 in Wahrendorff einweisen ließ, war sie völlig verzweifelt.

Wieder wird sie von einem Hustenanfall geschüttelt. „Kommt vom starken Rauchen“, sagt sie und atmet schwer. „Im Wahrendorff fühle ich mich besser aufgehoben. Da sind ja alle krank, und man wird nicht wegen seiner Erkrankung ausgegrenzt. Man nimmt jeden, wie er eben ist. Und ich habe nicht mehr so viele reale Belastungen, diesen täglichen Überlebensstress. Dadurch geht es mir besser.“ Helfen würden ihr natürlich auch die Medikamente: „Die brauche ich, ganz klar. Seitdem hatte ich keine so schlimmen Psychosen mehr und musste nicht mehr in die Klinik. Ich hoffe, das schaffe ich auch weiterhin.“ Insgesamt fühle sie sich heute deutlich besser, doch sie brauche viel Ruhe. „Von montags bis freitags arbeite ich im Wohnhaus in Ilten. Dort werden Secondhand-Sachen und von den Bewohnern gefertigte Dekoartikel verkauft.“ Doch länger als maximal drei Stunden täglich schaffe sie es nicht. „Ich bin einfach nicht mehr belastbar und bin am liebsten auf meinem Zimmer. Da schlafe ich, gucke bisschen fern oder denke nach.“

Nein, ein Zuhause sei das Klinikum für sie auch nach gut zehn Jahren noch nicht geworden. „Bis ans Ende meiner Tage hier zu leben, kann ich mir nicht vorstellen. Ich würde später gern in eine betreute Senioren-WG ziehen. Wo jeder sein Zimmer hat, wo es aber gemeinschaftlich Aktivitäten gibt, in die man eingebunden ist.“ Im Klinikum fühle sie sich manchmal schon sehr einsam. „Tiefgehend Beziehungen aufzubauen fällt mir und auch den anderen sehr schwer, weil wir hier halt alle krank sind.“ Wieder muss sie stark husten. Sie überlegt einen Augenblick, dann ergänzt sie: „Vielleicht ist es eine Art zweite Heimat, ein Zufluchtsort, für mich. Meine erste ist immer noch Stadthagen und das Elternhaus.“ Darin lebt seit einigen Jahren ihre ältere Schwester mit ihrem Mann. Die beiden Kinder sind schon aus dem Haus. Zwei bis dreimal im Jahr fährt Verena H. dorthin, und die Schwestern haben begonnen, über ihre Kindheit zu sprechen. „Meine Schwester weiß kaum noch etwas über unsere Mutter und fragt mich immer. Ich glaube, sie hat viel verdrängt. Ja, ich habe auch gute Erinnerungen: Wie sie einmal zu Weihnachten ganz liebevoll Bratäpfel zurechtgemacht hat, mit Vanillesoße. Und wie wir die dann gemeinsam gegessen haben ...“

Eva Holtz



Aus den selbst gesammelten Stöcken werden Weihnachtsbäume zusammengebunden. Foto: Giesel

Gedächtnisübungen und andere schwierige Dinge

Es ist 9 Uhr. Im Aufenthaltsraum des Wohnbereichs 3, Zum Kreisel 7 in Köthenwald, sitzen 7 Bewohner und eine Bewohnerin um den großen Tisch. Ähnlich ist es anschließend beim Zusammenbinden einiger schöner Stöcke. „Die haben wir gemeinsam gesammelt und dann getrocknet“, sagt Gabriele Hoins und präsentiert auch noch einen der selbst gebauten Bauchläden. Den Inhalt – Seife, Marzipankartoffeln und Ähnliches – wird die Gruppe in der nächsten Zeit herstellen, und dann sollen die Sachen auf dem Klinik-internen Weihnachtsmarkt gemeinsam verkauft werden. „Alles für 50 Cent, damit es sich jeder leisten kann“, so die Therapeutin. Aus den Stöcken, die gerade in Arbeit sind, werden Weihnachtsbäume zum Aufhängen zusammengebunden. „Die größte Stange kommt nach unten. In jedem Stock ist in der Mitte ein Loch. Da soll die Schnur durch, und dann nicht den Knoten vergessen!“, erklärt Evelin Misselhorn und macht es vor: „Das hier ist nur ein kleiner Teil unseres Programms. Wir sind sehr vielseitig, und es gibt viel Abwechslung. Ihre Kollegin fügt hinzu: „Viele Ideen erarbeiten wir zusammen mit den Bewohnern. Dabei kommen rege Gespräche in Gang – die Kommunikation ist ebenfalls ein wichtiger Teil der Therapie!“

Gerfried P. schafft es, die Schnur durch das Loch zu bugsieren und wird sehr gelobt. Dann will er plötzlich wissen: „Frau Misselhorn, wie alt bin ich?“ „Sie sind 62.“ „Stimmt nicht, ich bin 52!“ Es klingt fast beleidigt. „Ja, das ist auch ein schönes Alter“, erwidert sie, lässt sich auf keinerlei Disput ein, und der Bewohner ist zufrieden. Holger N., der bis dahin still in seinem Rollstuhl am Tisch gesessen hat, taut plötzlich auf und erzählt, dass er früher DJ in großen Diskotheken gewesen sei, z. B. am Raschplatz in Hannover. Die Erinnerungen bringen seine Augen über der Maske zum Leuchten. Und hier? „Das gefällt mir gut. Komme jeden Morgen gern, am liebsten, wenn die Meerschweinchen da sind. Und ich habe heute extra die gleichen Sachen wie auf dem Foto angezogen, damit Sie mich erkennen!“, erklärt Evelin Misselhorn. Vielen fällt es schwer, ihre Mitbewohner am Tisch zu identifizieren, noch komplizierter wird es beim Namen und bei denen, die gerade nicht dabei sind. „Das ist die da“, zeigt einer der Bewohner auf Gabriele Hoins, kann

sich aber nicht auf ihren Namen besinnen. Die Teilnehmer sind konzentriert bei der Sache, doch es wird deutlich, wie sehr die Gedächtnisübung sie fordert. „Da sind Sie ja, Frau Misselhorn“, ruft Gerfried P. fröhlich, als die Heilpädagogin – sie ist Leiterin des „Lebensraum aktiv+“ – hereinkommt. „Woanders würden diese Bewohner nicht hinfinden. Deshalb beschäftigen wir sie hier, wo sie auch wohnen. Aufgrund ihrer vielfältigen schweren Einschränkungen sind sie nicht in der Lage, irgendeiner anderen Arbeits- oder Beschäftigungstätigkeit nachzugehen“, erklärt Evelin Misselhorn.

Ihre Kollegin, die Heilerziehungspflegerin und Snoezelen-Pädagogin Gabriele Hoins, sitzt schon bei den Bewohnern und hat begonnen, jeden Einzelnen mit seinem Namen zu begrüßen – laut, dabei aber freundlich. Die meisten Angesprochenen antworten freudig: „Guten Morgen, Frau Hoins!“ Dann wird „Aramssamsam“, ein einfaches Lied, angestimmt. Die Runde klopft zum Rhythmus auf den Tisch. Jeden Morgen sei das der Muntermacher und rituelle Start und bringe die Bewohner ein wenig in Bewegung, so Evelin Misselhorn. „Welchen Tag haben wir heute?“, fragt Gabriele Hoins. „Freitag“, weiß einer der Teilnehmer. „Und welches Datum?“ Gerfried P. weiß es. Ein anderer kennt auch den Monat: „November!“, sagt er und ist sichtlich zufrieden über sein Wissen. An einem bunten, hölzernen Steckbrett werden Tag, Monat und Datum verankert, und es wird gut sichtbar aufgestellt. Als nächstes geht es um das Wetter. Wilfried L. ist schon draußen gewesen, zum Rauchen. „Wie war das Wetter?“, möchte Evelin Misselhorn von ihm wissen. „Kalt!“ kommt die knappe Antwort. Die Therapeutin hält die Zeichnung einer dicken grauen Wolke hoch. „Gibt vielleicht Regen“, sagt einer. „Genau!“, bestätigt sie ihn. Ein Holzkästchen mit Karten geht herum, jede Karte mit dem Foto von einem der insgesamt 24 Aktiv+ Teilnehmer. „Ich habe heute extra die gleichen Sachen wie auf dem Foto angezogen, damit Sie mich erkennen!“, erklärt Evelin Misselhorn. Vielen fällt es schwer, ihre Mitbewohner am Tisch zu identifizieren, noch komplizierter wird es beim Namen und bei denen, die gerade nicht dabei sind. „Das ist die da“, zeigt einer der Bewohner auf Gabriele Hoins, kann

schaftsspiele liebe, am meisten „Mensch ärgere dich nicht“. „Nein, ich ärgere mich dabei nicht! Karten spiele ich auch gern und trink gern Kaffee und sammle Feuerwehrautos.“ Gerfried P. betont, wie sehr er sich freut, jeden Morgen in diese Runde zu kommen, und auch Wilfried L. trägt seinen Teil zur Unterhaltung bei, indem er versucht, mit intensiven „Na, na, na ...“ die Aufmerksamkeit für sich zu bekommen. In der „Entspannungspause“ halten die Teilnehmer den beiden Betreuerinnen erwartungsvoll ihre Tassen hin, die mit ihrem Foto versehen sind. Heute gibt es Cappuccino. „Wir haben immer mal etwas Anderes. Auch hierbei ist der Wechsel sehr wichtig“, so Evelin Misselhorn, „wie bei den vielen unterschiedlichen Angeboten, die fast täglich wechseln.“ Gemeinsam den „Bruder Jakob“ zu besingen ist allerdings eines der feststehenden Rituale. Das wissen die Bewohner und klatschen lautstark mit.

Am Nachmittag gibt es für einige von ihnen Einzelbetreuung. Es wird auch gemeinsam gebacken und gekocht, man macht Ausflüge und spannende Projekte. Auch der „Plauder- und Bewegungstisch“, der ebenfalls im Aufenthaltsraum steht

Ist gut, wenn sich die Leute drüber freuen!

Werner V. sitzt mit Marlene Bruns an dem langen Tisch im Bibliothekspavillon in Ilten. Mit höchster Konzentration und großer Sorgfalt malt der Bewohner mit verschiedenen farbigen Buntstiften große Buchstaben nach, die ihm die Leiterin der Bibliothek in das DIN A-4 Ringbuch vorgeschrieben hat. Der 56-Jährige lebt seit 15 Jahren im Klinikum Wahrendorff. Geboren und aufgewachsen ist er in Papenburg, wo er von frühester Kindheit an wegen einer geistigen Behinderung in verschiedenen Einrichtungen gelebt hat. Irgendwann habe er sich dort aber nicht mehr wohl gefühlt und wollte weg. Begleitet von einer der ihn betreuenden Nonnen hat er sich einige Einrichtungen angeschaut. Nur hier im Klinikum Wahrendorff habe es ihm gleich gut gefallen. „Hier ist es schön! Ich habe auch gleich ein Einzelzimmer bekommen. Hier möchte ich alt und grau werden“, berichtet er in dem kleinen Büchlein, das er im vergangenen Jahr mit Hilfe von Marlene Bruns verfasst hat. Werner V. erzählt darin über sich und sein Leben im Klinikum und über Mitarbeiter, die ihm nahe stehen; er beschreibt seinen Alltag und erinnert sich an schöne Begebenheiten und an erlebnisreiche Ausflüge. Er strahlt, als er in mühsam herausgebrachten Worten schildert, wie das Heftchen entstanden ist, und wie viel Freude ihm die Arbeit daran gemacht hat. Weil er einen ausgeprägten Sprachfehler hat und auch des Schreibens nicht mächtig ist, fungiert Marlene Bruns als seine Übersetzerin und Ghost Writerin – auch heute bei unserem Treffen: „Herr V. erzählt mir immer etwas, und ich schreibe es auf“, erklärt die gelernte Buchhändlerin und Sozialpädagogin. Der Bewohner nickt und wirft in schönstem norddeutschen Platt – und plötzlich einigermaßen verständlich – ein: „So makt wie dat!“ In mehr als zehn Jahren, in denen der Bewohner fast täglich zu ihr in den kleinen Bibliothekspavillon kommt, hat Marlene Bruns seine Sprache verstehen gelernt. Er genießt es, sich bei einer Tasse Kaffee Bücher anschauen zu können, sich von ihr vorlesen zu lassen, mit ihr zu plaudern und sich verstanden zu wissen und über alles reden zu können, was ihn beschäftigt. Er komme auch her, wenn er Probleme habe und angespannt sei, hat er dem Heftchen anvertraut. Einfach ein wenig in angenehmer Gesellschaft sein zu können, das tue gut. „Danach geht es mir besser. Mir gefällt es hier sehr gut“, ist zu lesen. Das Werk, das er augenblicklich in Arbeit hat, fordert ihn gerade sehr. „Das soll ein Geschenk werden. Es ist aber noch ein Geheimprojekt“, erklärt Marlene Bruns. Werner V. und sie zwinkern sich verschwörerisch zu. Jeden Tag arbeitet er unter ihrer Anleitung daran, etwa eine gute Viertelstunde. Länger würde es ihn überfordern, und die Konzentration würde nicht mehr mitmachen, sagt die Bibliothekarin: „Diese Arbeit wird etwa ein Jahr in Anspruch nehmen.“ Der Bewohner signalisiert, dass er sich von der langen Dauer nicht abschrecken ließe. Er wolle durchhalten, macht er energisch klar. Für Marlene Bruns ist es bereits das dritte Büchlein, das sie gemeinsam mit und vor allem für Bewohner erstellt. „Vor gut zehn Jahren hatte Frau D. die Idee, so etwas mit mir zusammen zu machen. Sie ist ein unglaublich kreativer Mensch.“ Ihr Büchlein, das 2010 erschienen ist, trägt den Titel „So sind se“. Es erzählt verschiedene Begebenheiten so gut geschrieben und unterhaltsam, dass man die Geschichten auch als Buch hätte drucken und verkaufen können. Es sind Erinne-

und der Bewegungstherapie dient, gehört zum Angebot des „Lebensraum aktiv+“. Drei Bewohner und Gabriele Hoins haben daran Platz genommen. Der schwere, quadratische Metalltisch ist mit Hebeln und Zugseilen für die Arme und mit Pedalen für die Füße versehen. „Ich find das gut, aber auch anstrengend“, sagt Joel P., der öfter mal eine Pause einlegt, während sein Gegenüber Heinz Z. nach Leibeskräften an den Seilen zieht und unermüdet die Pedale bearbeitet: „Wohlfühlen tu ich mich bei Bewegung!“, stellt er energisch fest. Die Therapeutin achtet darauf, dass auch die Gespräche nicht zu kurz kommen. „Plaudern stärkt die Gemeinschaft“, erklärt sie und erinnert an die bevorstehende Weihnachtszeit. Dazu weiß jeder etwas zu sagen: Welche Wünsche man hat, z. B. einen neuen Rasierer oder eine Armbanduhr; was vor dem Fest noch zu erledigen ist und worauf man sich besonders freut. Bei so viel Gesprächsstoff wird dann doch immer wieder einmal die Bewegung vergessen, und es braucht eine Erinnerung. „Das ist ein tolles Muskeltraining für Sie und wird Ihnen gut tun“, motiviert Gabriele Hoins die Drei, und die legen noch einmal richtig los.

Eva Holtz



Seit mehr als zehn Jahren ist Werner V. regelmäßiger Besucher der Bibliothek. Foto: Holtz

rungen an ihre Kindheit, die allerdings insgesamt alles andere als fröhlich und erfreulich gewesen ist. Ergänzt hat Sonja D. das Büchlein durch einige Zeichnungen, die jedem Comic-Heft zur Ehre gereichen würden. 2018 kam das zweite Heftchen in der „Edition Bibliothek im Klinikum Wahrendorff GmbH“ heraus. Mit über 40 Seiten ist „Gedichte meiner Seele“, das die Bewohnerin unter ihrem Pseudonym, „Jörga Bristu“, veröffentlichte, das bisher umfangreichste Büchlein. Es ist ebenfalls mit eigenen Bildern illustriert. In einem erläuternden Vorwort schreibt die Autorin unter anderem: „Viele Worte fand ich in Anlehnung an mein Innenleben – und was der Pirat spricht ... nichts ist schwerer als erkrankt sein ... überall eine Frage ... und eine Antwort, die stehen bleibt ... und am Ende bleibt alles offen.“ Dann folgen 32 Gedichte. Jeder Verfasser habe ein unterschiedliches Anliegen, so Marlene Bruns: „Geschichten erzählen, oder über sich und sein Leben schreiben. Gedichte und Zeichnungen als Ergänzung.“ Die Leiterin der Bibliothek sagt, dass sie für alle Ideen offen sei. „Ich unterstützte die Bewohner dann, soweit es erforderlich ist und so gut ich kann.“ Neben dem „Geheimprojekt“ mit Werner V. ist bereits ein fünftes Büchlein geplant, das ein Bewohner zusammen mit Marlene Bruns machen möchte. Inzwischen ist die Viertelstunde Schreibarbeit für Werner V. am „Geheimprojekt“ wieder einmal geschafft. Mit einem zufrieden Stöhnen schlägt er das große DIN A-4 Ringbuch zu und bemerkt zu seinem Erstlingswerk, wieder übersetzt von Marlene Bruns: „Ich hab schon viele davon verschenkt. Das ist gut, wenn sich die Leute drüber freuen!“ Er lacht, reicht mir eines der Heftchen über den Tisch und bringt mit ein wenig Mühe, aber sehr freundlich und bestimmt, hervor: „Könn se behalten!“

Eva Holtz